



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

von älteren Herren und Damen im Gespräch über die herrschenden Fragen der Kunst, der Wissenschaft und der Politik zusammen.

Auch Dr. Stahlhardt hatte sich hierher zurückgezogen. Er liebte die Geselligkeit, konnte stundenlang von einem Winkel aus dem Treiben ruhig zusehen, war aber besonders ein Freund von Gesprächen mit den Koryphäen der Wissenschaft, deshalb kam er gern zu den Festlichkeiten im Hause seines Schwagers.

Die Hauptperson in dem stillen Zimmer war diesen Abend ein berühmter Anthropologe, Universitäts-Professor, und dieser sagte, als sich das Gespräch auf die von ihm in Asien angestellten ethnologischen Forschungen und die Schädel verschiedener Rassen wandte, mit einem mitleidigen Lächeln zum Dr. Stahlhardt, er hätte mit einer gewissen Kühlung vernommen, daß die längst für tot gehaltene Phrenologie in ihm einen Vertreter gefunden habe.

Es war nämlich Stahlhardts phrenologisches Werk vor kurzem erschienen.

Sie halten, wie mir es scheint, nicht viel von der Phrenologie, sagte der alte Gelehrte.

Der Professor zuckte die Achseln. Die Sache hat ja eine gewisse Bedeutung, erwiderte er, und es ist nicht zu leugnen, daß die stark entwickelte Stirn auf bedeutenden Verstand schließen läßt, wie der hohe Oberkopf auf das Überwiegen der Gemütsinne. Das wußte man seit lange. Aber es ist doch wohl nur unbewiesene Hypothese, wenn man weiter geht. Es fehlt der Phrenologie eben die wissenschaftliche Begründung.

Und haben Sie in meinem Buche die wissenschaftliche Begründung nicht gefunden? fragte Dr. Stahlhardt.

Ich muß gestehen, daß ich noch nicht dazu kam, es zu lesen, weiß auch nicht, ob meine streng wissenschaftliche Thätigkeit mir die Zeit dazu lassen wird. Die Phrenologie kann niemals eine Wissenschaft werden, denn wenn wir annehmen wollten, daß die Eigenschaften des Menschen ihm angeboren wären, müßten wir unsern Strafkodex, unsre Erziehungsmethode, kurz so ziemlich alle unsre Institutionen umändern. Was bliebe denn von den schönsten Früchten unsrer Kultur übrig, wenn wirklich der Charakter eines tüchtigen Staatsbürgers, also die Aufgabe der Volkserziehung, dem einen angeboren wäre, dem andern nicht? Diese phrenologischen Phantasien lassen sich gar nicht ernstlich diskutieren.

Sie meinen also, daß der Charakter des tüchtigen Staatsbürgers Gegenstand der Erziehung sei und sich lernen lasse? fragte Dr. Stahlhardt in nachdenklicher Weise.

Natürlich! entgegnete der Professor nachdrücklich. Daran kann man doch wohl nicht zweifeln.

Da ist die Pädagogik allerdings eine schöne Kunst, sagte der Alte. Ich will nicht verhehlen, daß ich es bis jetzt bezweifelt habe, doch wenn eine solche Autorität, wenn ein Fürst der Wissenschaft sich dafür erklärt, muß es wohl so sein, und ich muß es glauben.

Der berühmte Gelehrte heftete einen geringschätzigen Blick auf ihn.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Lessings Emilia Galotti. Nebst einem Anhang: Die dreiaktige Bearbeitung. Von Richard Maria Werner. Berlin, Wilhelm Herz, 1882.

Der alte Streit über Lessings große Tragödie wogt noch immer. Nachdem es eine zeitlang für ausgemacht gegolten, daß die Katastrophe nicht zu retten sei,

haben sich neuerdings einige Stimmen erhoben, welche die Entwicklung des Stückes gegen jeden Angriff sicherstellen zu können vermeinen. Es ist in diesen Blättern vor einem Jahre (Jahrgang 1881, Nr. 6—8) der Versuch gemacht worden, die Katastrophe in der Anlage des Dramas und in den Charakteren der handelnden Personen zu begründen, eine ähnliche Ansicht hat dann kürzlich Vultaupt in seiner Dramaturgie der Klassiker (I, 21—32) entwickelt, auf die wir demnächst noch eingehender zu sprechen kommen, und nun tritt auch Werner auf, um eine „einheitliche Rechtfertigung“ des Stückes vorzulegen. Von dem Gedanken ausgehend, „daß Odoardo, wenn er auch scheinbar im Hintergrunde steht, doch die Hauptperson der ganzen Verwicklung ist,“ bespricht der Verfasser zuerst diesen Charakter, dann Emilia und wendet sich in einem dritten Abschnitt — Virginia überschrieben — der Katastrophe zu. Die folgenden Kapitel behandeln den Prinzen, Marinelli, Orsina und die Epifodenfiguren.

Der Versuch, die ästhetische Analyse eines Dramas in eine Reihe von Einzelcharakteristiken aufzulösen, ist nicht neu. Aber er ist darum keineswegs ein glücklicher zu nennen. Er führt stets und notgedrungen zu Wiederholungen und zerreißt die Darlegung des einheitlichen Planes, welchem die dramatische Entwicklung folgt. Wir erhalten auf diese Weise eine Menge feiner und treffender Beobachtungen, aber keine „einheitliche Rechtfertigung.“

Nach Werner ist also Odoardo der Held des Stückes. „Nicht das Benehmen der Emilia zu schildern, war Lessings Streben, er wollte ihr Verhältnis zum Vater klarlegen, er wollte den alten Odoardo in den Mittelpunkt des Interesses rücken; ihn psychologisch zu erklären, ihn soweit zu bringen, daß er die Tochter tötet, war seine Aufgabe.“ Dieser Auffassung liegt nun zwar die ganz richtige Beobachtung zu Grunde, daß Lessing mit einem Aufwand der feinsten psychologischen Motivierung die That Odoardos erklärt, daß er überhaupt diesen Charakter viel detaillirter durchgearbeitet hat als z. B. den der Emilia. Aber deswegen ist Odoardo noch nicht der Held des Stückes oder auch nur ein tragischer Charakter. Er ist für den Dichter nichts weiter als der ausführende Arm. Die tiefere Begründung der Katastrophe, welche Odoardo äußerlich vollzieht, liegt in dem Verhältnis Emilias zum Prinzen. Es beruht auf der Verwechslung eines psychologischen Problems mit dem tragischen, wenn der Verfasser nicht mit Lessing „das Schicksal der Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird,“ sondern den „Vater, der seine Tochter tötet,“ in den Vordergrund stellt. Im übrigen gelangt er zu einer richtigen Würdigung des Eindrucks, welchen der Prinz auf Emilia ausübt. „Mit dem Prinzen,“ sagt er, „ging ihr die Leidenschaft auf.“ Unberechtigt ist dabei nur die Polemik gegen Goethes bekannten Ausspruch. Man darf nicht vergessen, daß derselbe nur durch mündliche Überlieferung (Riemer) auf uns gekommen ist. Wenn der Ausdruck „Liebe“ für das Verhältnis des Mädchens zum Prinzen auch zu weitgehend ist, dem Sinne nach hat Goethe vollkommen recht.

Auf die Charakteristik der Nebenfiguren, unter denen besonders die der Orsina gelungen erscheint, näher einzugehen, fehlt es uns hier an Raum. Dagegen muß noch auf den Anhang hingewiesen werden, der den Versuch einer Rekonstruktion der ursprünglichen dreiaktigen Bearbeitung des Stückes enthält. Dieser Versuch sichert dem Schriftchen möglicherweise seinen Wert. Die scharfsinnigen philologischen Resultate des Verfassers werden wenigstens allgemeineren Beifall finden als seine ästhetischen.

Nicht überall sympathisch berührt die Darstellung. Der wohlthuende Ton eines warmen Pathos wird zuweilen unterbrochen durch Stellen, bei denen die

Absicht, zu frappiren und originell zu sein, unverkennbar ist, und die halb vornehm, halb burlesken anmuten. Geradezu an den gespreizten Witz unsrer Feuilletonisten erinnert es, wenn man liest: „Emilia darf nicht als eine Naive mit blonden Zöpfen und dem berühmten Schürzenzipfel aufgefaßt werden; sie ist kein Backfisch mit Institutsmanieren, aber etwas von diesem Wesen steckt doch in ihr.“ Unsere jüngeren Literaturhistoriker möchten gar zu gerne die wissenschaftliche Gründlichkeit des zünftigen Gelehrten mit dem „geistreichen“ Vortrage des Tageschriftstellers vereinigen. Da kommen dann solche Dinge zum Vorschein.

Goethes Faust, ein Fragment, in der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland. Freiburg i. B. und Tübingen, F. C. W. Mohr, 1882.

Faust. Ein Fragment von Goethe. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1882. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heft 5.)

Bei dem regen Eifer, der gegenwärtig dem Studium von Goethes Faust, insbesondere der Geschichte seiner allmählichen Entstehung gewidmet wird, konnte es nicht ausbleiben, daß wiederholt das Verlangen nach einem Neudruck der selten gewordenen ersten Faustaussgabe von 1790 geäußert wurde. Diesem Verlangen sind in den letzten Wochen beinahe gleichzeitig die beiden vorliegenden Hefte entgegengekommen. Der plötzliche Segen gegenüber dem bisherigen Mangel ist kein Unglück. Beide Ausgaben bieten zwar genau dasselbe, aber doch auch nicht genau dasselbe. Es sind im Jahre 1790 bei Göschen vier Ausgaben des Faustfragments erschienen, zwei im siebenten Bande der Goethischen Schriften, und zwei Sonderdrucke. In Wahrheit sind jedoch diese vier nur zwei, insofern jeder der beiden Sonderdrucke sich von dem zugehörigen in den Werken nur durch das Titelblatt unterscheidet. Und selbst diese zwei sind nur teilweise von einander verschieden: die ersten fünf Bogen sind in beiden von demselben Letternsatz abgezogen, und erst vom sechsten Bogen an ist, um eine Anzahl unwesentlicher Druckfehler zu beseitigen, ein neuer Satz hergestellt worden. Holland hat nun — übrigens ohne es zu wissen — ein Exemplar der zweiten, wenn man will, etwas verbesserten, Seuffert mit voller Sachkenntnis und Absicht ein Exemplar der ersten Ausgabe reproduziren lassen. Die Abweichungen sind aber so geringfügiger Natur, daß man getrost sagen kann: beide Ausgaben bieten dasselbe.

Frägt der Leser nun: Welche soll ich mir kaufen? so antworten wir ihm: Beide. Die Hollandsche Ausgabe wird zwar, nachdem die Seuffertsche erschienen ist, den Anspruch auf wissenschaftlichen Wert von selber fallen gelassen haben, sie behält aber ihr besonderes Interesse, insofern sie das Äußere des Originals bis auf den Letternschnitt und die Seiten- und Zeilengleichheit getreu wiedergibt — ein Kunststück der in solchen Leistungen unübertrefflichen Druckerei von Drugulin in Leipzig. Die Ausgabe Seufferts zeichnet sich aus durch eine wertvolle kleine Einleitung, die über das gegenseitige Verhältnis der ältesten Ausgaben des Faustfragments die genaueste Auskunft giebt und überdies zur Entscheidung der vielumstrittenen Datirungsfrage desselben durch einen hier zuerst gegebenen Hinweis auf Wieland, namentlich auf dessen „gleichgeeignete“ (sic) Dichtung „Die Wahl des Hercules“ (1773) einen hübschen Beitrag liefert.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von F. V. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.